

PREDIGT ZU KLAGELIEDER 3

- Wermelskirchen-Hünger, 20. September 2015 (16. Sonntag nach Trinitatis) -

Lesung: Klagelieder 3, 1-19

Ich bin der Mann, der Elend sehen muss durch die Rute des Grimmes Gottes. Er hat mich geführt und gehen lassen in die Finsternis und nicht ins Licht. Er hat seine Hand gewendet gegen mich und erhebt sie gegen mich Tag für Tag. Er hat mir Fleisch und Haut alt gemacht und mein Gebein zerschlagen. Er hat mich ringsum eingeschlossen und mich mit Bitternis und Mühsal umgeben. Er hat mich in Finsternis versetzt wie die, die längst tot sind. Er hat mich ummauert, dass ich nicht herauskann, und mich in harte Fesseln gelegt.

Und wenn ich auch schreie und rufe, so stopft er sich die Ohren zu vor meinem Gebet.

Er hat meinen Weg vermauert mit Quadern und meinen Pfad zum Irrweg gemacht. Er hat auf mich gelauert wie ein Bär, wie ein Löwe im Verborgenen. Er lässt mich den Weg verfehlen, er hat mich zerfleischt und zunichte gemacht. Er hat seinen Bogen gespannt und mich dem Pfeil zum Ziel gegeben. Er hat mir seine Pfeile in die Nieren geschossen.

Ich bin ein Hohn für mein ganzes Volk und täglich ihr Spottlied.

Er hat mich mit Bitterkeit gesättigt und mit Wermut getränkt. Er hat mich auf Kiesel beißen lassen, er drückte mich nieder in die Asche. Meine Seele ist aus dem Frieden vertrieben; ich habe das Gute vergessen.

Ich sprach: Mein Ruhm und meine Hoffnung auf den HERRN sind dahin. Gedenke doch, wie ich so elend und verlassen, mit Wermut und Bitterkeit getränkt bin!

Predigt

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde,

manchmal können wir nicht anders, als Gott unsere Klage zu bringen und ihm unser ganzes Elend vor die Füße legen.

Dass dieser Gottesdienst einen etwas schwermütigen Ton hat, liegt nicht etwa an meiner persönlichen Stimmung, jedenfalls nicht nur.

Manchmal – ich gebe es zu – liegt mir auch das Klagen näher als das Danken. Aber das ist nicht der Punkt. Unsere Perikopenordnung bietet ja für die Sonntage des Kirchenjahres eine Auswahl an Predigttexten, und normalerweise ist es ganz sinnvoll, sich daran zu orientieren. Damit der Pfarrer nicht immer nur bei seinen Lieblingstexten landet und damit die großen und die kleinen Themen und Texte der Bibel ausgewogen zu Gehör kommen. Sie wissen vielleicht, dass diese Perikopenordnung von Zeit zu Zeit überarbeitet wird, und dann gilt es halt, sich auch mal mit anderen Texten zu beschäftigen. Deshalb habe ich für heute mal wieder auf einen solchen Text zurückgegriffen, der zwar auch bisher schon in der Perikopenordnung vorkam, aber doch sehr am Rande stand.

Er stammt aus dem, wenn man so will, zweiten Buch des Propheten Jeremia, den sogenannten Klageliedern. Jeremia hatte die ausgesprochen undankbare Aufgabe, dem Volk in Jerusalem und dem kleinen Königreich Juda den Untergang anzukündigen. Was seinen Auftrag so besonders schmerzhaft macht, war nicht nur, seinem Volk den Zorn Gottes verkündigen zu müssen, sondern diese Botschaft auch noch ganz persönlich ausbaden zu müssen. Kein Prophet hat unter seinem Auftrag so gelitten wie Jeremia, seine Leidenschaft gilt seinem Volk ebenso wie seinem Gott, und es zerreißt ihn schier, dass er diesem Volk vor Augen führen muss, was es sich selbst zugezogen hat: Den Untergang und die Abkehr Gottes. Durch Zeichenhandlungen und harte Worte muss er wirken, und alles fällt auf ihn selbst zurück. Missachtung und Spott erfährt er, auch und gerade von Seiten der Mächtigen, der Könige, und weiß doch: Ich muss predigen, ich kann nicht anders. So reißt ihn die Botschaft, die ihm aufgetragen ist, mit ins Verderben.

Aber sie wurden aufbewahrt, seine Worte, und im Nachhinein erinnert; sie wurden Bibel und dadurch Zeugnis für das Volk, das nicht hören wollte – sich aber immerhin im Rückblick zu diesem Ungehorsam bekannte und einen Neuanfang wagen wollte. Das ist sozusagen die doppelte Botschaft des Jeremia: Dass er Unheil ankündigen musste und dieses Unheil (nämlich der Untergang Jerusalems) auch tatsächlich eintrat; dass diese

Botschaft vom Unheil für spätere Generationen dann aber zur Warnung und Mahnung aufbewahrt wurde, auf dass es nicht noch einmal so komme. So wirkt Gottes Wort oft auf verborgenen Wegen, die sich niemand gewünscht hätte, die aber auch über Zerstörung und Untergang hinaus neue Hoffnung geben.

Und wenn Sie dann in Ihrer Bibel ein wenig weiter blättern, dann sehen Sie, dass hinter dem großen Buch des Propheten Jeremia noch ein kleineres steht: Eben die sogenannten Klagelieder. Fünf kurze Kapitel voller bitterer Klagen und Weherufe. Wenn man dieses Büchlein neben die Botschaft des Jeremia legt, dann liest es sich fast wie das persönliche Tagebuch des Propheten, der fast an seiner Botschaft erstickt und an seinem Schicksal leidet wie ein Hund. Ob das wirklich so war, ist unerheblich; ob wirklich Jeremia selbst diese Zeilen verfasst hat, lässt sich nicht mehr feststellen. Aber das ist auch gar nicht entscheidend. Es passt jedenfalls zu seiner Botschaft wie die Faust aufs Auge – oder vielleicht sollte man in diesem Fall besser sagen: Wie die Faust in der Magengrube: Denn nirgendwo wird in der Bibel so hemmungslos geklagt und geweint wie in diesem Büchlein; nirgendwo kommt uns der gequälte und bedrängte Mensch so nahe wie in diesen Zeilen. Das Judentum liest aus dieser Rolle bis heute am Gedenktag der Tempelzerstörung; in der christlichen Kirche werden Teile daraus in der Karwoche gelesen, aber wenn man das einmal durchhält, das Buch im Ganzen zu lesen, dann kann es einem schon den Appetit verschlagen und die Stimmung ganz ordentlich verderben: Soviel Elend, soviel Not, soviel Leid.

Wir haben ein wenig davon gehört, als wir gerade in der Lesung den Anfang des dritten Kapitel gehört haben. Mir war das wichtig, denn das sind genau die Verse, die vor unserem Predigttext stehen. Sie werden selten gehört, aber auch sie gehören dazu, auch sie stehen in der Bibel. Der Predigttext selbst klingt dann schon wieder weitaus tröstlicher. Es sind die Worte, die in der Lutherbibel fettgedruckt sind (und das sind in diesem Büchlein nicht viele!). Die Worte aus dem dritten Kapitel, die man schon mal als Losungsspruch oder auf Traueranzeigen findet, die aber – das war mir ein Anliegen – nicht aus ihrem Zusammenhang gerissen werden dürfen, wenn man sie wirklich verstehen will. Hören wir sie nun also auch, aber sehr bewusst auf der düsteren Folie der

hemmungslosen Klage, die wir eben vernommen haben:

„Dies nehme ich zu Herzen, darum hoffe ich noch: Die Güte des HERRN ist's, dass wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und deine Treue ist groß.

Der HERR ist mein Teil, spricht meine Seele; darum will ich auf ihn hoffen. Denn der HERR ist freundlich dem, der auf ihn harrt, und dem Menschen, der nach ihm fragt.

Es ist ein köstlich Ding, geduldig sein und auf die Hilfe des HERRN hoffen. Es ist ein köstlich Ding für einen Mann, dass er das Joch in seiner Jugend trage. Er sitze einsam und schweige, wenn Gott es ihm auferlegt, und stecke seinen Mund in den Staub; vielleicht ist noch Hoffnung. Er biete die Backe dar dem, der ihn schlägt, und lasse sich viel Schmach antun.

Denn der HERR verstößt nicht ewig; sondern er betrübt wohl und erbarmt sich wieder nach seiner großen Güte. Denn nicht von Herzen plagt und betrübt er die Menschen.“

Schon der erste Vers ist ganz wichtig: In seine abgrundtiefe Not hinein ruft sich der Beter selbst zur Ordnung, macht sich Hoffnung und erinnert sich und Gott selbst an den Grund der Hoffnung: *„Dies nehme ich zu Herzen, darum hoffe ich noch!“* Wenn man diesen Vers weglässt und gleich mit dem Bekenntnis einsetzt: *„Die Güte des Herrn ist's, dass wir nicht gar aus sind“*, dann fehlt gerade das Entscheidende, denn im Moment, in der großen Not und völlig gefangen in der Klage, ist diese Güte des Herrn eben noch nicht zu sehen. Nur im Modus der Erinnerung kann sie sich in diesem Augenblick bemerkbar machen. Noch ist da nichts, das mich hoffen ließe, außer der Hoffnung selbst, außer der Hoffnung auf die Hoffnung, sozusagen. Wenn wir uns anschauen, wie der Beter, der Prophet sich in den Versen zuvor selbst beschreibt, überkommt einen ja das Grausen: Ein Mann des Elends ist er, von Gott zerschlagen, beinahe tot und ein Spottlied für die Leute: *„Meine Seele ist aus dem Frieden vertrieben; ich habe das Gute vergessen“* (v. 17). Und das Schlimmste daran: Es ist Gott selbst, der ihm das alles zufügt: Er, Gott, hat mich in die Finsternis gehen lassen; er, Gott, hat mir Fleisch und Haut alt gemacht; er, Gott, stopft sich die Ohren zu vor meinem Gebet; er, Gott, drückt mich nieder in die Asche. Man muss das einen Moment in seiner ganzen Grausamkeit

auf sich wirken lassen, um zu begreifen: Hier klagt einer nicht nur Gott das Leid, das ihm andere zugefügt haben – hier klagt einer über Gott selbst, der ihm das alles angetan hat. Darf man so über Gott reden? Darf man so – mit Gott reden?

Man darf. Und manchmal muss man sogar. Manchmal muss ich Gott all das ins Gesicht schreien, was nicht mehr auszuhalten ist – denn wohin soll ich es denn sonst schreien? In einen leeren Himmel, aus dem mir nicht einmal ein Echo antwortet? Oder zu einem anderen, hoffentlich besseren Gott, der sich irgendwo hinter den Wolken ein Ringen mit dem bösen, niederträchtigen Gott leistet; ein Ringen, dessen Ausgang noch völlig ungewiss ist? Nehmen wir das ganz ernst, was wir hier hören und lesen, dann sind wir im Zentrum des biblischen Gottesglaubens, im Zentrum dessen, was es heißt, wirklich nur an *einen* Gott zu glauben! Denn das ist genau die Konsequenz, wenn wir es ernst meinen mit dem Bekenntnis zum einen Gott, dem Schöpfer und Herrn der Welt: Dann kann ich das Gute und das Böse, das mir widerfährt, nicht mehr säuberlich aufteilen und dem guten, lieben Gott das Schöne, Angenehme zuschreiben und einem anderen, hinterhältigen Gott alles Schlechte und Böse in die Schuhe schieben. Jeremia ist mit seiner Klage im Herzen des Monotheismus angelangt, wenn wir ihn denn wirklich ernst nehmen. Dann muss ich mir diese dunkle, verstörende Einsicht wohl oder übel zu eigen machen: Dass es nur einen Gott gibt, von dem mir alles herkommt und zustößt: Nicht nur das Helle, Schöne und Gute, sondern auch das Unbegreifliche, Finstere und Schmerzhaftes. *„Ich bin der HERR, und sonst keiner mehr, der ich das Licht mache und schaffe die Finsternis, der ich Frieden gebe und schaffe Unheil. Ich bin der HERR, der dies alles tut.“* So hat es der Kollege des Jeremia, der Prophet Jesaja gehört und verkündet (Jes. 45,7) und ist damit ganz nahe bei unserem verzweifelten Beter. Nur: Wollen wir das überhaupt hören? Dass alles, was uns widerfährt, aus einer Hand stammt, von einem Gott herkommt? Es graust uns bei dem Gedanken, aber wenn wir einen Moment innehalten und nachdenken: Wäre es ein nicht noch viel grausiger Gedanke, dass da noch ein zweiter Gott sein Unwesen treiben darf, ebenso mächtig und einflussreich wie der erste, und dass die beiden sich Gut und Böse schön einträchtig aufgeteilt haben? Mal darf der eine sich austoben, dann wieder darf der andere zum Zug kommen, zum Ausgleich und immer schön ausgewogen?

Ich kann und will mich mit diesem Gedanken nicht anfreunden, auch wenn er in der Geschichte immer mal wieder gedacht wurde. Aber er macht ja nichts besser, sondern stellt uns nur vor die erschreckende Aussicht: Wer von den beiden sich am Ende durchsetzt, ist ja womöglich noch gar nicht ausgemacht. Und dann? Worauf soll ich dann hoffen?

Martin Luther hat diese tiefe Einsicht übrigens nachvollzogen und ebenfalls am eigenen Leid erfahren. Seine Deutung: Wir müssen uns wohl mit dem Gedanken anfreunden, dass unser Gott, der eine Gott, auch Seiten hat, die wir nicht begreifen und nicht ertragen können: Dunkle, harte, schreckliche Seiten, die uns zerschmettern und vernichten können, wenn wir ihnen begegnen. Den *verborgenen Gott* hat Luther diese Erfahrung genannt, und sie war ihm selbst durchaus nicht fremd. Sie ist niemandem fremd, der sich wirklich auf das Leben einlässt, auf das ganze Leben, mit all seinen Abgründen, und nicht nur auf die fröhlichen und milden Seiten eines vermeintlich lieben Gottes. Diesen lieben Gott, den wir uns als freundlichen Begleiter und netten Beschützer vorstellen, gibt es nicht. Jedenfalls gibt es ihn nicht so, wie wir ihn gerne hätten oder ihn in Kinderbibeln, Konfirmandenstunden und bei Taufansprachen gerne präsentieren.

Was es gibt, ist ein Gott, der als Schöpfer und Herr der Welt, als Ursache und Antrieb hinter allem Sichtbaren und Unsichtbaren weit über unser Verstehen und Begreifen hinausgeht. Und manchmal trifft uns die Unbegreiflichkeit dieses Gottes in ihrer ganzen Härte, kaum zu ertragen und niederschmetternd. Und dann hilft nur eins: Ihm, diesem unbegreiflichen Gott, unser Unverständnis, unsere Not, unsere Klage ins abgewandte Gesicht zu schreien. Denn wohin sonst sollten wir uns wenden?

Und dann erst, nach dieser erschütternden Einsicht kommt das Zweite: Es ist derselbe Gott, der sich durch Güte und Freundlichkeit wieder und wieder den Menschen gezeigt hat. Jeremia erinnert sich selbst und damit auch Gott an seine Wohltaten; packt Gott bei seiner Ehre und seiner Erfahrung: *„Der HERR ist mein Teil, spricht meine Seele; darum will ich auf ihn hoffen. Denn der HERR ist freundlich dem, der auf ihn harret, und dem Menschen, der nach ihm fragt [...] Denn der HERR verstößt nicht ewig; sondern er betrübt wohl und erbarmt sich wieder nach seiner großen Güte. Denn nicht von Herzen plagt und be-*

trübt er die Menschen.“ Ans Herz Gottes appelliert er und lässt nicht ab von dem, auf den er seine ganze Hoffnung setzt, weil er nichts anderes mehr hat als dies: Seine Hoffnung. Und die Erinnerung, dass Gott eben nicht nur der Fremde, Unbegreiflich ist, sondern auch der Nahe und Heilsame. Für Israel, und damit auch für Jeremia, ist das die Erinnerung an Gottes Wohltaten in der Geschichte, die Befreiung aus Ägypten, das Urdatum der Befreiung, der Weg ins gelobte Land und die Begegnungen mit Gott im Tempel. Und unzählige andere Erweise der Güte Gottes trotz menschlicher Schuld und Verwirrung. Für uns Christen ist es die Erinnerung an, das Bekenntnis zu Jesus Christus, die Gewissheit, dass aus Tod neues Leben entstehen kann, dass menschliche Niedertracht nicht das Ende bedeutet und Gott nicht aufhalten kann. Dass am Ende nicht das Kreuz steht, sondern dass das leere Grab einen neuen Anfang bedeutet. Das ist das, was Luther die zugewandte, die freundlich Seite Gottes nannte: Der *offenbare Gott*, der Gott, an denen wir uns halten sollen, an den wir uns wenden sollen, der uns sein Herz geöffnet hat und uns gezeigt hat: Ich bin nicht gegen dich; ich bin für dich, bin auf deiner Seite, an deiner Seite, ja selbst dein Leid und dein Tod sind mir nicht fremd: Der Gott in Jesus Christus, der ebenso gekreuzigte wie auferstandene Herr.

Aber das ist, wohlgermerkt, nur im Zusammenklang zu haben. Nicht: Erst das eine, dann das andere. Oder: Lieber das eine als das andere. Sondern immer wieder. Das eine *im* anderen: Hoffnung in der Not, Zukunft im Angesicht von Ruinen und Vernichtung, neues Leben aus dem Tod und durch den Tod hindurch. Einfacher, billiger ist christlicher Glaube nicht zu haben. Manchmal kommt uns das vor wie eine unerträglich harte Schule. Noch einmal Jeremia: „*Es ist ein köstlich Ding für einen Mann, dass er das Joch in seiner Jugend trage. Er sitze einsam und schweige, wenn Gott es ihm auferlegt, und stecke seinen Mund in den Staub; vielleicht ist noch Hoffnung. Er biete die Backe dar dem, der ihn schlägt, und lasse sich viel Schmach antun.*“ Das hören wir nicht so gerne, und einen Gott, der sich anfühlt wie ein prügelnder Pädagoge, ist uns auf den ersten Blick vielleicht nicht sonderlich sympathisch. Aber hier geht es nicht um Sympathie. Hier geht es darum, ob wir uns einen Gott zu rechtbasteln, mit dem es sich kuschelig plaudern lässt und der kleine bunte Pflasterchen auf unsere weiterhin blutenden Wunden klebt, oder ob wir Gott Gott sein lassen, auch wenn wir ihn manch-

mal, oft nicht verstehen. Ein Gott, der nicht mit-schunkelt, wenn wir ihm auf notdürftig gestimmten Gitarren Wohlfühllieder singen, der aber dafür mitweint, wenn wir ihm wirklich unser Herz ausschütten. Ein Gott, der nicht plötzlich völlig hilflos und ratlos dasteht, wenn uns das Leben wirklich einmal hart anfasst, weil er dafür eigentlich nicht vorgesehen war. Sondern ein Gott, der sich in der Trauer und in der Not als der einzige Halt erweist, weil er sich in einem Augenblick von der fremden, feindlichen Macht in den nahen und barmherzigen Vater Jesu Christi wenden kann und wenden will, wenn wir ihn genau so anrufen und anerkennen.

„*Dies nehme ich zu Herzen, darum hoffe ich noch: Die Güte des HERRN ist's, dass wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und deine Treue ist groß.*“ Das ist die Erfahrung des Propheten durch Leid und Schmerz und abgrundtiefe Trauer hindurch. Das ist die Erfahrung zahlloser Menschen, die sich diesem Gott in der größten Verzweiflung in die Arme geworfen haben. Das ist die Erfahrung des wahren Glaubens an den einen Gott, neben dem kein anderer ist. Dass es auch unsere Erfahrung werden kann, glaube ich. Dass ich sie euch wünsche, kann ich eigentlich nicht sagen; dafür ist solche Erfahrung zu bitter. Aber dass ihr sie macht, wenn ihr sie am dringendsten braucht, das will ich doch hoffen, darum wollen wir bitten – Gott bitten, den manchmal schweren und harten Gott, den Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns seine Liebe gezeigt hat und darum der einzige, der unser Vertrauen wirklich verdient.

„*Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.*“